



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tocquevilles Nachlaß.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tocquevilles Nachlaß.

A. de Tocqueville oeuvres et correspondances inédites publiées et précédées d'une notice par Gustave de Beaumont, membre de l'institut. Paris.

Unter allen französischen Schriftstellern und Staatsmännern der neueren Zeit ist Alexis von Tocqueville vielleicht der einzige, der mit voller Klarheit die Grundübel erkannt hat, die seit Jahrhunderten, unter dem alten Regime wie unter der Republik, unter dem Despotismus des Kaiserthums wie unter der Herrschaft des constitutionellen Systems, zerstörend an dem Körper des französischen Staates genagt haben. Er zuerst hat mit überzeugender Klarheit dargelegt, wie die Gestaltung der Centralgewalt, d. h. die Verfassung des Staates, von verhältnißmäßig geringem Einfluß auf den Geist der Verwaltung und die politische Selbständigkeit der Nation gewesen ist, wie vielmehr jedes Regime sofort die Erbschaft seiner zu Grunde gegangenen Vorgänger angetreten und den überreichen Besitz an Macht und Einfluß, soweit seine Kräfte dies gestatteten, vermehrt hat; wie es zu allen Zeiten das Bestreben der Regierung gewesen ist, die unbedingte Verfügung über die gesammten Kräfte der Nation durch Vermittelung der in möglichster Abhängigkeit gehaltenen; der Controle der Justiz entzogenen Verwaltungsorgane zu gewinnen; wie in Folge dessen dem Einzelnen das einseitige Streben eingepflanzt wurde, nicht in stolzer Unabhängigkeit seine Kräfte pflichtmäßig dem Wohle seiner Mitbürger zu widmen, sondern auf der Stufenleiter der Beamtenhierarchie sich über das Niveau der socialen Gleichheit zu erheben, nicht frei zu sein und die Pflichten des Freien zu erfüllen, sondern einen Antheil an den Vortheilen und Ehren der Herrschaft zu gewinnen. Wir sehen, wie der Gleichheitstrieb, nachdem er den Freiheitsfönn überwuchert hat, jeden Augenblick in sein Gegentheil umschlägt und einen fortdauernden erbitterten Kampf um Macht und Ehre hervorruft, indem jeder Einzelne, sobald er sich, dem allgemein menschlichen Streben nach persönlicher Geltung folgend, über die Masse emporgearbeitet hat, sofort der Gegenstand der Angriffe derer wird, die sich an seine Stelle setzen wollen, ihnen gegenüber sich aber zu der rücksichtslosesten Anwendung der Mittel, die der Staatsorganismus im Uebermaß

den Regierenden zu Gebote stellt, genöthigt sieht. Alle Kräfte drängen sich unausgesetzt nach dem Mittelpunkt des Staates, da nur die Staatsgewalt im Stande ist, ihrer Thätigkeit ein Feld anzuweisen. Vom Centrum aus laufen die Fäden der straffsten Verwaltung in jedes Departement, in jede Gemeinde. Jede Gewalt, die durch einen kühnen Streich in den Straßen der Hauptstadt die Regierung besiegt, beherrscht sofort den ganzen ungeheuren Verwaltungsapparat, wie er vollkommener und wirksamer schwerlich erdacht werden kann. Ein glücklicher Straßenkampf in Paris entscheidet über das Schicksal des Reiches. Es ist daher durchaus nicht zu verwundern, wenn die Leichtigkeit, durch eine Ueberrumpelung die Staatsgewalt zu stürzen, allen Oppositionen eine revolutionäre Tendenz eingepflanzt und den Aufstand zu einem regelmäßigen Factor der staatlichen Entwicklung gemacht hat. Wie aber die Fluth rasch und unerwartet, überwältigend eintritt, so auch die Ebbe. Die fieberhafte Spannung führt zum gewaltsamen Ausbruch der Leidenschaften, dem Ausbruch folgt die Erschlaffung, die zu consequenter politischer Arbeit unfähig ist, unter deren ruhiger Oberfläche sich aber im Stillen und unbemerkt neue Elemente der Mißstimmung bilden, die, sobald sie kräftig genug sind, um sich in den Stürmen des öffentlichen Lebens zu bewegen, alsbald den verhängnißvollen Kampf auf Tod und Leben mit der bestehenden Gewalt beginnen.

Die klare Erkenntniß der Bedingungen, unter denen allein, bei der Einwirkung der unbeschränkten socialen Gleichheit, die Errichtung eines dauerhaften freien Staatswesens sich erreichen lasse, hat Tocquevilles literarischen und politischen Ruhm begründet. Von dem Erscheinen seines ersten Werkes, *La démocratie en Amérique* datirt seine hervorragende Stelle unter den französischen Publicisten. Die Gedanken, durch Erweckung eines kräftigen, thätigen Gemeindelebens den gänzlich erschlafften Freiheitsinn neu zu beleben, der Allmacht des Staates das individuelle und communale Leben möglichst zu entziehen, und mit der Macht zugleich die bis zu einem unerträglichen Grade gesteigerte, im Großen und Kleinen von allen Seiten in Anspruch genommene Verantwortlichkeit der Staatsgewalt zu vermindern, die Gefahr der beständigen politischen Conflicte durch Ueberweisung der Streitigkeiten zwischen Privaten und dem Staate an die durchaus unabhängig zu stellenden Gerichte zu beseitigen, diese Gedanken konnten nicht umhin, auf das politische Publikum Frankreichs einen tiefen Eindruck zu machen. Der literarische Erfolg war ein glänzender. Bei weitem geringer war der Erfolg, der für Tocqueville den höchsten Werth gehabt haben würde. Eine Einwirkung seines Werkes auf die bestehenden Zustände ist bis auf den heutigen Tag nur in sehr geringem Grade zu bemerken: die von Tocqueville geschilderten Gefahren haben sich nur gesteigert. Das Uebel, welches er bekämpft, war zu tief gewurzelt, es hatte den politischen Charakter der Nation zu sehr corrumpt, um eine rasche Heilung zu ermöglichen. Dazu

kam, daß die administrative Centralisation, die unvergleichliche Verwaltung als eine der herrlichsten und wesentlichsten Errungenschaften der Revolution und des Kaiserreichs angesehen wurde: an diesen Errungenschaften hält der Franzose mit einer Zähigkeit fest, die stark genug ist, um den Wechsel aller politischen Systeme zu überdauern. Nun ist die Meinung allerdings irrig, daß die Centralisation ihren Ursprung dem neuen Frankreich verdankt; sie ist bereits im ancien régime in hohem Grade ausgebildet. Sie ist grade deshalb in Frankreich tiefer begründet als irgendein anderes Institut; denn sie hat ihre Wurzel in der That im alten Frankreich und gilt dabei doch dem politischen Bewußtsein als eine der theuersten Errungenschaften der Revolution. Sie ist von der Revolution mit in die neue Zeit hinübergenommen und von Napoleon zu dem kräftigsten instrumentum regni ausgebildet worden, dessen irgendeine Monarchie sich rühmen kann. Dies nachgewiesen zu haben ist das Verdienst des zweiten großen Werkes von Tocqueville, *l'ancien régime et la révolution*. Die Bedeutung dieser Thatsache ist aber außerordentlich groß. Während der Geist des französischen Volkes in socialer Beziehung völlig umgestaltet ist, ist der politische Geist desselben sehr wenig verändert. Dieselben Regierungsmaximen, welche die legitime Monarchie befolgte, um jede widerstandsfähige Kraft im Lande auf das Maß der gleichen, unbedingten Unterthänigkeit zurückzudrängen, sind von der Republik wie vom Kaiserthum acceptirt worden; und wenn Thiers mit Entzücken von der napoleonischen Verwaltungshierarchie spricht, so vergißt er, daß Napoleon eben nur ein tief in den Geist des Staates eingewurzelttes Institut weiter ausgebildet hat. Hieraus ergibt sich aber ganz von selbst die Folgerung, daß eine nicht scheinbare, sondern wirkliche Verbesserung der Zustände Frankreichs von einer Reform der Verwaltung auszugehen hat; daß weder ein Dynastienwechsel noch eine Verfassungsänderung, sondern nur eine den Grundsätzen des Selfgovernment entsprechende Vertheilung eines Theils der administrativen Functionen auf locale Verwaltungskörper den Geist der Revolution verdrängen und den Geist politischer Freiheit an seine Stelle zu setzen vermag. Es gilt eben, den Bruch mit dem alten Frankreich vollständig zu vollziehen. Will oder kann man dies nicht, so bleibt nichts übrig, als das System weiter und weiter zu entwickeln und es mit der äußersten Energie und Spannung zu handhaben; denn jedes Nachlassen an dem gewohnten Druck entfesselt sofort die Geister zum Angriff, nicht gegen diesen oder jenen Mißbrauch, sondern gegen die Gesammtheit der bestehenden Zustände, da, was als vereinzelter Mißbrauch erscheint, eben nichts ist als eine nothwendige Consequenz des Systems. Daher hat die constitutionelle Monarchie in Frankreich keinen dauernden Bestand gewinnen können; denn da sie weder intelligent und entschlossen genug war, das System völlig umzugestalten, noch auch stark genug, um dem Andrängen der öffentlichen Meinung und der freien Discussion gegenüber es in

voller Strenge aufrecht zu erhalten, so mußte sie die Grundlagen ihrer Macht untergraben lassen, sie mußte, während sie in der vollen Handhabung der Gewalt durch Rücksichten auf Gegner und Freunde beschränkt war, doch die volle Verantwortung für jeden Fehler und jeden Mißgriff übernehmen. Das Princip des Imperialismus ist das entgegengesetzte: die Organe der Verwaltung bis aufs Aeußerste anzuspannen, die Verantwortung für alles zu übernehmen, aber jeden Versuch, den Träger der Gewalt zur Verantwortung zu ziehen, zu unterdrücken. Daher die charakteristische Furcht des antiken wie des modernen Cäsarismus vor jeder freien Regung und Kritik der Publicistik. Aber sobald die Spannung ihren höchsten Grad erreicht hat, der Druck nicht mehr gesteigert werden kann, sobald die Maschine so weit ihre Dienste versagt, daß das Hervortreten der öffentlichen Meinung nicht mehr unterdrückt werden kann, beginnt für ihn die Krisis, die er nur in dem Fall Aussicht hat zu überstehen, wenn es ihm gelingen wird, seine administrative Allmacht durch rechtzeitige Begründung kommunaler Verwaltung zu beschränken; eine Nachgiebigkeit im Einzelnen dagegen würde nur Schwäche verrathen und die Gegner ermutigen, ohne sie zu versöhnen.

Die von Gustav von Beaumont, dem Freunde Tocquevilles, herausgegebene Sammlung von Fragmenten und Briefen ergänzt in trefflicher Weise das Bild des Verfassers, wie es uns in den beiden großen Werken entgegentritt; sie lassen uns einen Blick in die Werkstätte des bedeutenden Geistes thun, dessen gereifte Erzeugnisse wir in jenen beiden Büchern bewundern. Eine sehr willkommene Zugabe ist die von Beaumont dem Werke vorangeschickte biographische Charakterschilderung. Die Fragmente sind theils den Aufzeichnungen des Verfassers über seine Reisen entnommen, theils die in unvollendetem Zustande hinterlassene Fortsetzung des *ancien régime*. Unter den Aufsätzen der ersten Classe heben wir die „Fünfzehn Tage in der Wüste“ hervor, eine überaus anmuthige Schilderung eines in Gemeinschaft mit Beaumont unternommenen Ausflugs in einen nordamerikanischen Urwald: eine Schilderung, die uns einen hohen Begriff von der ungewöhnlichen Darstellungsgabe Tocquevilles auf einem Gebiete giebt, auf dem wir ihm bisher noch nicht begegnet sind. Die beiden Fragmente aus der Fortsetzung des „*ancien régime*“ (1) *Comment la république était prête à trouver un maître.* 2) *Comment la nation, en cessant d'être républicaine, était restée révolutionnaire?* — tragen alle Vorzüge der Tocquevilleschen Darstellung an sich. Eine sprudelnde Fülle politischer Ideen reißt sich ohne Unterbrechung an einander; jeder Gedanke ist bedeutungsvoll, dabei in der Form so klar, präcis und bestimmt, daß die Wahrheit und das Gewicht desselben sofort und oft überraschend in die Augen springt. Von unbestimmten, verschwimmenden Wendungen keine Spur: wie überhaupt sich wenige Schriftsteller finden dürften, die mit gleicher Tiefe des Gedankens die gleiche Durch-

sichtigkeit der Form vereinigen. Ein Engländer bewunderte an der *démocratie en Amérique* ganz besonders, daß *Tocqueville* die allgemeinen Ideen so völlig vermieden habe. Nun braucht man aber nur das erste beste Capitel des Buches zu lesen, um von der Fülle allgemeiner Gedanken überrascht und gefesselt zu werden. Das Wahre ist, wie *Beaumont* richtig sagt, daß die allgemeinen Ideen in reicher Fülle vorhanden sind, daß ein minder aufmerksamer Leser sie aber nicht bemerkt, weil sie stets in individuelle Form (*forme particulière*) eingekleidet sind, daher das Schlagende, Einleuchtende seiner Beweisführung, die außerordentliche Schönheit der Entwicklung, die, mag sie auch zum Theil im Charakter der französischen Sprache und Darstellungsweise begründet sein, doch *Tocqueville* vorzugsweise eigen ist. Jeder Gedanke regt unser Nachdenken an; über den Sinn und Zusammenhang des Gedankens sind wir dagegen fast nirgends in Zweifel, wir folgen der tief sinnigsten Entwicklung mit demselben ruhigen und sicheren, durch keinen Anstoß an stilistische Schwierigkeiten oder logische Dunkelheiten unterbrochenen Interesse, mit dem wir eine gut geschriebene, spannende Erzählung verfolgen; wir verstehen sofort, aber das leicht und sicher gewonnene Verständniß setzt unsere ganze Denkhätigkeit zu einer erneuten Beschäftigung mit dem rasch Verstandenen, zu immer tieferem Eindringen in dasselbe an. Diese Eigenschaft der vollendeten Klarheit, der absoluten Bewältigung des Stoffes, in der die Classeicität des *Tocquevilleschen* Stiles beruht, tritt in diesem Fragmente aufs glänzendste hervor. Eine Analyse ihres trotz ihrer Kürze sehr reichen Inhalts zu geben, würde uns hier zu weit führen; vielleicht findet sich später eine Gelegenheit dazu; für diesmal beabsichtigen wir vorzugsweise seine Briefe zum Gegenstand einiger Erörterungen zu machen.

Die Sammlung der Briefe zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste enthält die an seinen Vetter *Ludwig von Kergorlay* und einen seiner Jugendfreunde *Eugen Stoffels* und zwei an dessen Sohn gerichteten Briefe. Die Briefe an seine übrigen sehr zahlreichen Freunde und Freundinnen*) folgen in chronologischer Ordnung im zweiten Bande.

Zuerst die Bemerkung, daß die Sammlung keineswegs vollständig ist, daß der Herausgeber vielmehr aus der sehr ausgebreiteten Correspondenz *Tocquevilles* nur einen verhältnißmäßig geringen Theil gegenwärtig zur Veröffentlichung geeignet gefunden hat. Die Discretion, mit der Urtheile über noch Lebende fast ganz fortgelassen sind, ist an sich lobenswerth und macht, dem Mißbrauch gegenüber, der mit der Herausgabe von Correspondenzen gelegentlich getrieben wird, einen günstigen Eindruck. Dessenungeachtet wollen wir nicht läugnen, daß wir oft in Versuchung waren, die zarte Rücksicht des Herrn Herausgebers zu bedauern. Wir stoßen sehr häufig auf Censurlücken, wo unser Interesse sich

*) Unter anderen *Molé*, *Dufaure*, *Ampère*, *Corcelle*, *Stuart Mill*, *Grote*, *Frau Grote*, *Bunfen* u. s. w.

bis zur lebhaftesten Spannung steigert. Es sind in den ausgelassenen Stellen der mitgetheilten Briefe, wie der Zusammenhang ergibt, oft Urtheile über bedeutende Personen und Ereignisse ausgefallen, die ohne Zweifel scharf, aber ganz gewiß von großer historischer Wichtigkeit sind. Wie weit die Selbstzensur durch freiwillig auferlegte Rücksichtnahme, wie weit sie durch den Druck der gegenwärtigen Preßzustände Frankreichs veranlaßt ist, vermögen wir nicht zu ermessen. Eine wenn auch nur als Möglichkeit für eine entfernte Zukunft in Aussicht gestellte Fortsetzung der Veröffentlichung wird wahrscheinlich dem Historiker eine noch größere Ausbeute gewähren als die vorliegende Sammlung, die weniger für das Studium der Zeitgeschichte, als für die Charakteristik des Verfassers wichtig ist; sie ist ein biographisches Denkmal, in dem neben dem großen Schriftsteller und edlen Staatsmann auch der Mensch in allen Beziehungen des privaten Lebens zu Worte kommt.

Es ist verhältnißmäßig nicht schwer, den einheitlichen Punkt in dem Leben Tocquevilles zu erfassen. Denn schon an der Grenze der Jugend und des Mannesalters schwebte dem Frühgereiften ein ganz bestimmtes Lebensziel vor. Dies Ziel war weder ausschließlich theoretisch, noch ausschließlich praktisch. Es galt zunächst eine Erkenntniß zu gewinnen, deren Bedeutung für Tocqueville jedoch vorzugsweise in ihrer praktischen Verwerthung für Staat und Gesellschaft bestand: die Erkenntniß der Bedingungen, unter welchen eine demokratische, ganz von dem Princip der Gleichheit beherrschte Gesellschaft sich zu einem freien Staatswesen gestalten und die erworbene Freiheit behaupten könne. Denn die Freiheit war und blieb ihm bis an das Ende seines früh abgelaufenen Lebens das höchste und edelste Gut; ein unfreies Staatswesen war ihm höchstens ein nothwendiges Uebel, die Gleichgiltigkeit gegen die Freiheit ein Zeichen des tiefsten politischen Verfalles. Diese Gleichgiltigkeit berührt ihn tiefer als der Verlust der Freiheit selbst, sie ist ihm das Symptom einer tiefliegenden Krankheit, sie hat den von ihm klar vorausgesehenen Staatsstreich des 2. December ermöglicht, sie ist so tief in das Wesen der Franzosen eingedrungen, daß man sich fragen kann (so schreibt er am 21. Februar 1855), ob es in Frankreich jemals parlamentarische Versammlungen und politisches Leben gegeben habe. Man sehe keine Spur davon. — Dieser Gedanke, also eine Vermittelung anzubahnen zwischen der unerschütterlich begründeten socialen Gleichheit, die antasten zu wollen eine Absurdität sein würde, und der politischen Freiheit, war der Mittelpunkt seines politischen, wir können sagen seines gesammten geistigen Lebens. Es galt, wie schon angedeutet, die auf socialem Gebiet vollendete Revolution auch auf dem Boden des Staates zum Abschluß zu bringen. Hierin lag die einzige ersprißliche Aufgabe für eine wahrhaft schöpferische politische Thätigkeit in Frankreich. Dies erkannte er mit voller Klarheit, und dem klar erkannten, mit fester Ueberzeugung ergriffenen Gedanken war sein Leben geweiht.

Äußere und innere Eigenschaften befähigten ihn zur Durchführung der selbstgewählten Aufgabe. Als jüngster Sproß eines alten Adelsgeschlechtes im Jahre 1808 geboren, stand er der großen Revolution zeitlich zu fern, um von den Leidenschaften, die sich nach verschiedenen Richtungen in den Gemüthern der Zeitgenossen entzündet hatten, noch unmittelbar berührt zu werden. Daß er den Haß gegen den Adel nicht theilte, war natürlich, weisen ihn doch alle Familientraditionen auf das alte Regime zurück; aber auch von einer wirklichen Anhänglichkeit an die alte Dynastie finden wir keine Spur. Er hätte den Sturz der älteren Linie nicht gewünscht, weil er von einer Revolution keine dauernden Früchte für die Freiheit hoffte. Er bedauerte daher die Thorheit und Verblendung Karls des Zehnten aufrichtig, weil er deren verhängnißvolle Folgen mit einem für seine Jugend bemerkenswerthen Scharfblick voraussah. Nach der Julirevolution schloß er sich ohne Bedenken der neuen Regierung an, ohne Begeisterung, ohne irgendwelche persönliche Zuneigung für die Orleans, aber mit vollster Aufrichtigkeit, weil seine klare Einsicht ihm dies Verhalten gebot. Er stand so sehr außer den Parteien, daß er den Versuch wagen konnte, sich in gewissem Sinne über sie zu stellen, sie seiner Kritik zu unterwerfen. Seine Kritik war aber — und darin liegt seine Größe — nicht negativ, nicht mäkeldnd und bemängelnd, sie war durchaus positiv; sie führte ihn nicht in ein hochmüthiges, beschauliches, tadelsüchtiges Stillleben, sie warf ihn vielmehr mitten in die Stürme und Wogen des politischen Lebens hinein; sie bestand eben nur darin, daß er der alten Routine seine neuen schöpferischen Ideen entgegenstellte, allerdings nicht in der Gestalt eines fertigen Systems; denn so positiv er auch war, politischer Doctrinär ist er niemals gewesen. Frei von allen Leidenschaften und Vorurtheilen der Parteien, besaß er, wie er es selbst ausspricht, nur die Leidenschaft für die Freiheit, die ihm recht eigentlich die Substanz des politischen Daseins, nicht bloß eine angenehme Aufregung war.

Daß ihm die politische Doctrin als solche wenig galt, hängt aufs engste zusammen mit der durchaus praktischen Richtung seiner ganzen Natur. Die geistige Thätigkeit um ihrer selbst willen, der Forschergeist, der aus innerem, unwiderstehlichem Triebe sich selbst einsetzt, um ein dunkles Räthsel des Weltlaufs zu enthüllen, dem die Wahrheit selbst ohne besondere Rücksicht auf ihre Werwerthung für das sociale und politische Wohlergehen der Menschheit das höchste erstrebenswerthe Ziel ist, dieser Geist der Einkehr in sich selbst lag ihm fern. Alle seine Studien, so umfassend und eindringend sie waren, der ganze Schatz von Bildung, den er mit unermüdlichem Eifer theils in der einsamen Arbeit des Studierzimmers, theils im ausgebreitetsten lebendigsten Umgange und brieflichem Verkehr mit hervorragenden Personen der verschiedensten Richtungen bis zum Ende seines Lebens vermehrte, die Leichtigkeit, mit der er durch ein außerordentliches Gedächtniß unterstützt, die Masse des buntesten De-

tails zu combiniren und zu gestalten, die Meisterschaft, mit der er dem Gedanken den klarsten und schärfsten Ausdruck zu geben wußte, alle diese Gaben dienen dem politischen Gedanken, den er früh in seinen Umrissen erfaßt und den er dann später nach allen Seiten hin zu immer größerer Klarheit durchgearbeitet hat. So kommt es, daß wir denselben Mann bald wegen seiner großen Vielseitigkeit bewundern, bald nicht umhin können, an gewissen einseitigen Auffassungen desselben Anstoß zu nehmen, wie denn eine kräftige Concentration nach einer Richtung hin immer der Gefahr ausgesetzt ist, der Erörterung gewisser Punkte gern auszuweichen, zuweilen selbst gegen Berechtigtes sich abwehrend zu verhalten. Die Schranke im Tocquevilleschen Geist ist, wie auch sein Biograph, wengleich nicht im tadelnden Sinne, hervorhebt, die Abneigung gegen die philosophische Speculation. Man wird in seinen größeren Schriften nicht leicht an diesem Mangel Anstoß nehmen. Die außerordentliche Klarheit und Schärfe seines Anschauungsvermögens, die Energie, mit der er die gewonnene Anschauung in schlagenden Gedanken niederlegt, die Genialität, mit der er das Individuelle verallgemeinert, ersetzen bei ihm meist den Mangel der eigentlichen Speculation, ja wir möchten fast behaupten, daß die eigenthümlichen Vorzüge seiner Darstellung zum Theil in dem angegebenen Mangel ihren Grund haben. Ein Mangel bleibt es indessen immer. Wir wollen nicht allzuviel Gewicht darauf legen, daß er an dem Studium des Aristoteles keinen Geschmack findet. Wir sind zu wenig Griechen, schreibt er an Corcelle, um großen Nutzen aus ihm zu ziehen. Das wird auch manchem so gehen, der nicht offenherzig genug ist seine barbarische Kezerei zu bekennen, wenn es auch immerhin auffallend bleibt, daß ein Mann wie Tocqueville nicht im Stande ist, die Bedeutung des Altmeisters der politischen Wissenschaft richtig zu würdigen. Wichtiger ist, daß dieselbe Einseitigkeit, die ihn von dem Studium und einer Würdigung des großen Griechen zurückschreckt, ihn auch gehindert hat, zu einem Verständniß des deutschen Wesens zu gelangen. Bei der durchaus praktischen Richtung seines Geistes, war es natürlich, daß seine ganze Aufmerksamkeit sich auf die Länder richtete, in denen ein freies Gemeindewesen seine Wurzel geschlagen hatte, auf England und Amerika, daß dagegen das Land der Philosophen für ihn wenig Anziehendes hatte. Von Interesse ist für ihn eigentlich nur Preußen, dessen Verwaltung ihm imponirt. Erst spät faßt er den Entschluß, Deutschland in den Bereich seiner Studien zu ziehen, nicht etwa um die gegenwärtigen Verhältnisse kennen zu lernen, sondern um die Spuren aufzusuchen, die das ancien régime dort gelassen habe. Zu dem Zwecke erlernt er in reiferem Alter die ihm bis dahin fremde deutsche Sprache mit großem Eifer und bereitet sich mit gewohnter Gründlichkeit für die übernommene Aufgabe vor. Die Erfolge seiner deutschen Reise, die mit ihren sorgfältigen Vorbereitungen eine bedeutende Rolle in dem Briefwechsel spielt, dürfen wir in-

dessen nicht sehr hoch anschlagen. Es scheint, daß er den Plan, auf deutschem Boden die alten zu Grunde gegangenen Zustände zu studiren, sehr bald aufgegeben hat, wie es denn für den Ausländer völlig unmöglich sein möchte, in dem neuen Deutschland die Spuren des alten, wie es vor 1789 bestanden, aufzufinden. Längere Zeit hielt er sich in Bonn auf, wo er mit den Universitätsprofessoren, namentlich auch katholischen, alsbald in lebhaften Verkehr trat: die Briefe aus Deutschland zeigen indessen, daß ihre Unterhaltungen sich vielmehr um die Gegenwart, als um die Vergangenheit gedreht haben. Seine unmittelbaren Beobachtungen über die geistige und politische Stimmung in Deutschland sind fein und scharf. Er beklagt die politische Abspannung und Gleichgiltigkeit, die auch in Deutschland sich der Geister bemächtigt habe; aber er erkennt sehr richtig, daß unter der ruhigen Oberfläche der Freiheitsstimmung fortglimme. Das wissenschaftliche Leben, der Gedanke, sei unaufhörlich thätig (diese Bewegung vermißt er in Frankreich besonders schmerzlich); und selbst die politische Erschlaffung schien mehr aus einer gewissen Verwirrung infolge der Thorheiten, die man im Streben nach der Freiheit begangen habe, hervorgegangen zu sein, als aus einer Erkaltung des Freiheitssinnes. Man bewahre den Glauben an die freien Institutionen, dessen Abwesenheit in Frankreich ein so schreckliches Symptom sei. Trefflich ist auch die Bemerkung, daß man in Deutschland keine Furcht vor dem Socialismus habe, während in Frankreich die Furcht die herrschende Leidenschaft sei. In einem andern Brief tadelt er die Deutschen, daß sie nicht die Mittel zur Erwerbung der Freiheit in Anwendung zu bringen wissen, so in Preußen, wo man eine wahrhafte Verfassung und alle Bedingungen für eine politische Thätigkeit besitze. Wenn er bei dieser Gelegenheit die Verwaltung in Preußen als wahrhaft unabhängig von der Staatsgewalt bezeichnet, so ist er zu diesem Ausspruche, dessen Richtigkeit in Preußen schwerlich allgemeine Anerkennung finden möchte, wahrscheinlich wohl nur durch den Eindruck verlockt worden, den das städtische Communalleben und der Gegensatz, in dem dasselbe zu dem von ihm so unablässig bekämpften französischen Bevormundungssystem steht, auf ihn gemacht haben wird. Daß er das deutsche Einheitsstreben als eine große Chimäre bezeichnet, sei beiläufig erwähnt. Wir können, so lange wir unfähig sind, die Bedingungen zu begreifen, die allein zur Einheit führen können, nicht Anspruch machen auf die Achtung des Auslandes, die immer nur der That zu Theil werden wird.

Bemerkenswerth und im engsten Zusammenhange stehend mit seiner Abneigung gegen jede philosophische Speculation ist seine Stellung zur Religion und Kirche. Tocqueville ist niemals Voltairianer gewesen. Seinem durchaus positiven Geiste erschien schon in früher Jugend der Zweifel als eines der größten Uebel, die den Menschen betreffen können. Sein religiöses Bedürfniß scheint in der Unterwürfigkeit unter die Satzungen der katholischen Kirche vollste

Befriedigung gefunden zu haben. Von einer eigentlich religiösen Wärme oder gar Begeisterung finden wir dagegen keine Spur in seinen Briefen. Die ernste, gemüthliche Vertiefung in das Problem über das Verhältniß des Menschen zum Uebersinnlichen, das alle Seelenkräfte in Anspruch nehmende Forschen und Ringen nach der höchsten Wahrheit, welches eins der bedeutsamsten Merkmale des deutschen Charakters ist, war ihm, dessen ganze Denkhätigkeit von frühester Jugend an auf die Lösung einer ganz bestimmten Frage des politischen Lebens gerichtet war, fremd. Der Glaube der katholischen Kirche ist ihm etwas Gegebenes, das er annimmt, ohne Zweifel, aber auch ohne Fanatismus. Sein Katholicismus hindert ihn durchaus nicht, mit dem Protestanten, mit dem Freidenker in das engste Freundschaftsverhältniß zu treten. Dennoch nimmt die Betrachtung der kirchlichen Verhältnisse eine sehr bedeutende Stelle in seinen Briefen ein, aber seine Betrachtung ist eine vorwiegend politische. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als ob er die Religion und Politik hätte vermischen wollen: im Gegentheil war er überzeugt, daß die Kirche ihrer sittlichen Aufgabe, die sie an dem Individuum und der Gesellschaft zu erfüllen habe, nur in dem Falle gewachsen sei, wenn sie einerseits von jeder Theilnahme an der Lenkung des Staates sich zurückzöge, andererseits das Vorurtheil aufgäbe, daß die Pflicht des katholischen Christen eine Parteinahme gegen die in der Gesellschaft lebendigen, freiheitlichen Bestrebungen erfordere. Die Kirche mit der Freiheit zu versöhnen, das war eine der Aufgaben, die er sich gestellt hatte. Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate verstand er durchaus nicht im ultramontanen Sinne als Abhängigkeit des Staates von der Kirche. Der Einfluß des Klerus auf die Staatsverwaltung ist in seinen Augen ebenso verderblich für die Kirche als für den Staat. Sehr ausführlich äußert er seine Ansichten über diesen Punkt in einem Briefe an Lord Radnor vom Jahre 1835. Die Feindschaft gegen die Religion, dies ist der wesentliche Inhalt seiner ausführlichen Deduction, unter der Restauration war eine Folge des politischen Einflusses der Priester. Gerade diese Verbindung mit dem Klerus hat viel zum Sturze der älteren Linie beigetragen. Unter der Julimonarchie, die gegen den Klerus anfangs eher unfreundlich als günstig gestimmt war, wenn sie sich auch jeder Feindseligkeit gegen denselben enthielt, trat alsbald eine Reaction zu Gunsten der Kirche ein. Die irreligiösen Schriften sind äußerst selten geworden. Religion und Priester sind gänzlich von den Karikaturen verschwunden. Nicht als ob alle, die schwiegen, Liebe für die Religion gewonnen haben, aber sie haben wenigstens keinen Haß mehr. Die Mehrzahl der Liberalen, welche früher grade der Haß gegen die Religion an die Spitze der Opposition getrieben hatte, beklagt jetzt die Schwäche des religiösen Geistes im Volke. In der Jugend aber ist ein vollständiger Umschwung zu Gunsten der Religion eingetreten. Diese Gedanken, vielfach modificirt und nach verschiedenen Richtungen hin ausgeführt,

lehren häufig wieder, besonders in den Briefen an Corcelle. Bald tadelte er die Herrschsucht der Geistlichen, bald ihr Anschmiegen an die Staatsgewalt (in der ersten Periode des Kaiserthums) und ihre Gleichgiltigkeit oder gar Feindschaft gegen die politische Freiheit. Er mißbilligt, daß das Urtheil der Priester über politische Angelegenheiten ausschließlich von Ideen und Gefühlen abhängig sei, die einem anderen Gebiete als dem politischen angehören. In dieser Beziehung habe der Klerus des *ancien régime*, der keineswegs für die Freiheit unempfänglich gewesen sei, viel höher gestanden.

Freilich ist ihm so wenig wie irgendeinem andern Staatsmanne gelungen, feste Normen über das Verhältniß der katholischen Kirche zum Staate aufzustellen; ja wir finden in seinen Briefen kaum Andeutungen, die uns einen Schluß auf seine positiven Ansichten über dies Verhältniß gestatten. Zwischen der aristokratisch organisirten Kirche mit ihrem sichtbaren, lebendigen, außerhalb des Bereiches jedes weltlichen Rechtes gelegenen monarchischen Mittelpunkt und den einzelnen katholischen Staaten besteht einmal ein principieller Gegensatz, den bis jetzt noch kein Concordat, keine Legislation gelöst hat. Außerdem handelt es sich hierbei zum Theil um Fragen, die weit über die Kirchenverfassung hinaus auf das Gebiet des Dogma führen, indem die Lehre der Kirche in gewissen Punkten, z. B. hinsichtlich der Gewissensfreiheit, mit den Forderungen des civilisirten Staates in directem Widerspruche steht. Man kann überzeugt sein, daß der Syllabus Tocqueville mit tiefster Indignation erfüllt haben würde: und doch würde er es sich nicht haben verhehlen können, daß derselbe, einige überflüssige Zuthaten abgerechnet, ein prägnanter Ausdruck dessen ist, was die Kirche seit Jahrhunderten gelehrt hat, und woran sie unbedingt festhalten muß, weil ihr Lehr- und Verfassungsgebäude keine Lücke duldet. Es ergeht Tocqueville wie den neuerdings in Frankreich aufgetretenen liberalen Vertheidigern der päpstlichen Gewalt: sie fordern und hoffen vom Papstthum Reform und Entwicklung, d. h. Bewegung, bedenken aber nicht, daß die Unbeweglichkeit der Kitt ist, der den stolzen Bau der Hierarchie zusammenhält, und daß die Kirche, wenn sie mit der äußersten Schroffheit an den für den Glauben scheinbar unwesentlichsten Lehren festhält, für die Existenz ihres Gesamtorganismus kämpft. Die Kirche mag in einem bestimmten Falle sich geschmeidig unter der Gewalt einer unbequemen Thatsache beugen; sie mag unter Umständen die politische Freiheit begünstigen; die Forderung Tocquevilles aber, die politischen Dinge vom politischen Standpunkt aus zu betrachten, diese Forderung wird sie niemals erfüllen, ja selbst die Forderung, die Politik als ein neutrales, außer dem Bereich ihrer Wirksamkeit liegendes Gebiet anzusehen, wird sie ihren Grundsätzen gemäß mit voller Entschiedenheit abweisen müssen.

Es kann auffallend erscheinen, daß ein Mann von so überlegener politischer Einsicht wie Tocqueville, der ein klareres Bewußtsein als die meisten seiner

Zeitgenossen von der entschiedenen Wichtigkeit der organisirenden und verwal- tenden Thätigkeit hatte, eine, wir können durchaus nicht sagen, unbedeutende, aber doch seiner persönlichen Bedeutung nicht völlig entsprechende Rolle in den parlamentarischen Kämpfen Frankreichs gespielt hat. Eine Ursache für diese Erscheinung giebt Beaumont selbst an: der wesentliche Unterschied zwischen der Thätigkeit, der Gewöhnung und den unmittelbaren Zielen des Schriftstellers und des praktischen Politikers. Der Redner will eine augenblickliche Wirkung erzielen: die Ziele grade des bedeutenden Schriftstellers liegen in der Zukunft; der eine wirkt auf die Leidenschaften, der andere auf den Verstand: die zur anderen Natur gewordene Gewöhnung an ein sorgfältiges Feilen des Ausdrucks, für den Schriftsteller eine unabweisliche Pflicht, kann für den Redner, den der entscheidende Augenblick stets bereit finden muß, das entscheidende Wort zu sprechen, gradezu ein Hinderniß in der Führung der parlamentarischen Waffe werden. Nun ist ferner zu bedenken, daß die ihm eigenthümlichen Ideen ganz außerhalb des Gesichtskreises der politischen Routine lagen, daß er selbst dem tiefsten Kern seiner Ansichten nach keiner der bestehenden Parteien angehörte, in einzelnen Punkten dagegen sich mit jeder von ihnen berührte, so daß bald die Aristokraten, bald die Demokraten ihn zu den Ihrigen rechneten. Er hatte die Eigenschaften eines Staatsmannes der Zukunft; als solcher aber war er ganz und gar nicht geeignet, die Rolle eines Parteiführers in den Kämpfen der Gegenwart zu übernehmen. Er ist vom Beginne seiner parlamentarischen Laufbahn an, die ebenso sehr seine ganze Geisteskraft in Anspruch nahm, wie vorher und nachher seine literarische Thätigkeit, ein hochgeachtetes, oft einfluß- reiches Mitglied, niemals aber ein Leiter der Opposition gewesen. Die fran- zösische Geschichte wird ihn als den Träger einer großen politischen Idee preisen; ein sicheres, unumstößliches Urtheil über seine praktische staatsmännische Fähigkeit zu fällen, wird ihr versagt bleiben. Denn seine nur wenige Monate dauernde Verwaltung des auswärtigen Ministeriums während der Präsidentschaft und die hohe Achtung, die Napoleon ihm auch nach seinem Rücktritt erwies, reichen nicht aus, um ein sicheres Urtheil zu begründen.

Einige Eigenschaften des praktischen Staatsmannes besaß er ohne Zweifel in hohem Grade, vor allem einen scharfen und sicheren Blick in die Zukunft, sowie eine unerschütterliche Festigkeit des Charakters und Treue der Ueberzeugung. Die Cassandragabe der Voraussicht hat er vor allen großen Katastrophen, die während seiner politischen Laufbahn sein Vaterland erschüttert haben, aufs glänzendste bewährt, so in einer am 27. Januar 1848 gehaltenen, ihrem wesent- lichen Inhalt nach von Beaumont mitgetheilten Rede; so ferner in der Cor- respondenz aus der Zeit vor dem Staatsstreich des Präsidenten. Das Inter- essante an diesen Briefen ist nicht das lebhaft hervortretende instinctive Gefühl einer herannahenden Katastrophe (denn das Gefühl hatte damals jeder), sondern

die klare und sichere Berechnung, mit der er die Momente, die für eine Beschleunigung oder eine Verzögerung der Katastrophe sprachen, gegen einander abwägt. — Was ferner seine Charakterfestigkeit betrifft, so wurzelt dieselbe durchaus nicht etwa in der Vorliebe für eine bestimmte politische Doctrin, oder in der Anhänglichkeit an eine bestimmte Person, sondern, was ihn von der Mehrzahl der französischen Staatsmänner unterscheidet, in seinem stolzen Unabhängigkeitsfinne. Er verzichtet auf die Aussicht gewählt zu werden (1837), nur um seine Wahl nicht der wider seinen Willen ihm gewährten officiellen Unterstützung des ihm nahe befreundeten Ministers Molé zu verdanken; er will von officiellen Candidaturen (die jedenfalls sehr viel zu der Untergrabung des constitutionellen Systems in Frankreich beigetragen und eine gesunde Parteibildung gehindert haben) nichts wissen. In seiner parlamentarischen Opposition wird er stets durch sachliche, nicht durch persönliche Gründe bestimmt. Nach dem Falle der Monarchie schließt er sich der Republik an, die er nicht gewünscht hat, und zu deren Dauer er sehr geringes Vertrauen hat, in deren Consolidirung, wosern sie möglich sei, er aber doch noch die letzte Aussicht für die Freiheit in Frankreich sieht. Unversöhnlich ist er gegen den Napoleonismus; mit einer Regierung, deren Princip die Unterdrückung der Freiheit ist, kann er sich nicht vertragen.

Innerhalb dieser Linie aber, an der er unerschütterlich festhält, hat er vielmehr die Neigung, sich zu verständigen und auszugleichen, als zu bekämpfen. Es tritt dieser Zug, der für sein ganzes Wesen besonders charakteristisch ist, in seinen Briefen aufs klarste hervor. Mit der energischsten Concentration seiner Bestrebungen auf ein bestimmtes Ziel vereinigt sich in ihm eine seltene geistige Elasticität, die ihn befähigt, sich mit Persönlichkeiten der verschiedensten Richtungen in einen nahen und oft innigen Verkehr zu setzen. Ueberall weiß er sich, ohne seine Ueberzeugung zu verläugnen, der fremden Anschauungsweise anzuschmiegen und mit jedem die Gegenstände zu verhandeln, für die er bei ihm ein besonderes Interesse glaubt voraussetzen zu können. Mit dem Einen bespricht er die politischen Zustände Englands, mit dem Andern die großen socialen Fragen der Gegenwart, mit einem Dritten verhandelt er über die Stellung, welche die Kirche in den Verwickelungen der Politik einzunehmen hat. Der briefliche Verkehr ist für ihn ein fortgesetztes Studium, ein beständiger Austausch oft erst in der Bildung begriffener Gedanken. Er gestattet den verschiedensten Ideen die freieste und weiteste Entwicklung, sobald sie nur nicht seinen Freiheitsidealen feindlich gegenübertreten. Die Leichtigkeit, mit der er in fremde Anschauungsweisen eingeht, ist für ihn durchaus bezeichnend; niemals aber erscheint diese Unbequemung als schwächliche oder charakterlose Nachgiebigkeit, vielmehr spricht sich grade in ihr seine hohe geistige Ueberlegenheit, die Gewalt, die er über alle Gemüther ausübte, vermöge deren er die verschieden-

artigsten Charaktere in den Kreis innigsten Verkehrs zu ziehen wußte, aufs glänzendste aus.

Wir können nicht umhin, an dieser Stelle noch mit einigen Worten auf die Briefe an Kergorlay zurückzukommen. Tocqueville war mit Ludwig von Kergorlay durch die Bande der Verwandtschaft und Jugendfreundschaft ebenso nahe verbunden, als durch die Politik von ihm getrennt. Der Gegensatz war so schroff, daß eine Discussion der Tagespolitik unfehlbar zu einer Erkaltung, wenn nicht zu einem Bruch ihrer Freundschaft geführt haben würde. Gerade diese eigenthümliche Situation verleiht der ununterbrochen fortgesetzten Correspondenz einen besonderen Reiz. Tocqueville bespricht nicht nur seine persönlichen Verhältnisse aufs offenste mit ihm. Kergorlay ist in allen Dingen außer in der Politik sein intimster Vertrauter; er hält ihn unausgesetzt in Kenntniß über den Gang seiner Studien, fordert seinen Rath in wichtigen und unwichtigen Dingen; sein Urtheil über seine schriftstellerischen Leistungen gilt ihm mehr als das jedes Andern. Aber auch auf die Verhältnisse Kergorlays geht er mit warmer Theilnahme ein. Vor allem sucht er den offenbar sehr begabten und gebildeten, aber, wie es scheint, zu energischer, auf ein bestimmtes Ziel gerichteter Arbeit wenig disponirten Freund dahin zu bringen, seine Studien zu concentriren und literarisch zu schaffen. Man bedauert sehr, daß die Briefe Kergorlays nicht mitgetheilt sind, indessen gewinnen wir von der jedenfalls anziehenden Persönlichkeit desselben schon aus Tocquevilles Briefen ein sehr lebendiges Bild. — Der eine Punkt aber, der sie trennt, wird unerwähnt gelassen; Tocqueville berührt den Gegensatz nur einige Male, um die Besorgniß des Freundes darüber zu beruhigen, daß derselbe jemals auf ihre Freundschaft einen ungünstigen Einfluß gewinnen könnte, und die gleichen beruhigenden Versicherungen von Seiten Kergorlays hervorzurufen. Gewiß ist diese Correspondenz eines der merkwürdigsten Beispiele, wie bei der systematischen Zurückhaltung über einen Gegenstand, der bei dem Einen der Mittelpunkt der ganzen Mannesthätigkeit, bei dem Andern jedenfalls ein *noli me tangere* war, eine Jugendfreundschaft nicht nur äußerlich fortbestehen, sondern im Laufe der Jahre innerlich vertieft in stets gleicher Festigkeit sich erhalten und in einer immer reicheren Fülle des Seelenaustausches sich entfalten konnte.

Wenn die oben geschilderte Leichtigkeit, mit der Tocqueville mit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten in nahe und oft innige Verbindungen trat, dem Deutschen etwas fremdartig erscheinen mag, so wird man um so angenehmer berührt von der Treue und Festigkeit, mit der er jede eingegangene Verbindung hegt und pflegt. Ueberaus wohlthuend wirkt auch auf den deutschen Leser die Innigkeit, die unter den geistreichen Complimenten, den vielen anmuthigen Wendungen und oft wiederholten Freundschaftsversicherungen, die dem deutschen Wesen widersprechen, wie es sich in den letzten funfzig Jahren gestaltet

hat, sichtlich hervortritt: eine Innigkeit, die vor allem das zarte und schöne, von ihm in manchen an die nächsten Freunde gerichteten Briefen mit tiefem und wahren Gefühl berührte Verhältniß zu seiner Gattin, einer geborenen Engländerin, durchdringt. Diese Innigkeit des Empfindens bewahrte er sich auch unter den Aufregungen der politischen Kämpfe; sie hielt in den Zeiten gezwungener Muße seiner natürlichen, durch die politischen Verhältnisse, wie durch körperliches Leiden gesteigerten Reizbarkeit das Gleichgewicht; sie fesselte jeden, der ihm nahe getreten, und bewahrte ihm bis zu seinem Tode die treue Anhänglichkeit aller Freunde, deren Liebe noch sein letztes Krankenlager in Cannes verklärte, wo er vergeblich Heilung suchte von einem mit reißender Schnelligkeit entwickelten Brustleiden.

Die liberale Partei und die Regierung in Nassau.

Wer die Verhältnisse des Herzogthums Nassau richtig schätzen will, muß zunächst die politische und wirtschaftliche Entwicklung desselben von einander getrennt halten und sich vergegenwärtigen, daß die letztere der ersteren bedeutend vorangeeilt ist. Dieses Voranschreiten der wirtschaftlichen Entwicklung liegt in der ganzen Lage und den Naturgaben des Landes, welche es auf den Industrialismus hinweisen. Man braucht nur zu bedenken, daß Nassau unmittelbar an der großen Verkehrsstraße des Rheins zwischen den vielbegünstigten Thälern des untern Main und der Lahn liegt, und daß es den größeren und romantischeren Theil des Taunus umfaßt, des Gebirges, nach dem so mancher Bewohner der naheliegenden großen Städte seine Schritte zu Genuß und Erfrischung lenkt. Ferner hat Nassau zehn Mineralquellen von bedeutenderem Rufe: Wiesbaden, Ems, Schwalbach, Soden, Schlangenbad, Weilbach, Cronthal, Selters, Fachingen und Geilnau, deren Ausbeutung Wohlstand und Anregung zu mancherlei gewinnbringenden Unternehmungen schafft. Der Weinbau, dormalen über 12,000 Morgen umfassend, verbreitet sich über die Aemter Braubach, St. Goarshausen, Rüdelsheim, Eltville, Wiesbaden, Hochheim, Höchst, Kunkel und Nassau und liefert im Durchschnitt einen Ertrag von $\frac{2}{3}$ — $\frac{3}{4}$ Stück weißen und rothen Weines per Morgen. Endlich erfreut sich der Bergbau eines bedeutenden Aufschwunges; Silber, Blei, Kupfer, Zink, Nickel und Eisen-